

Gratis-Beilage zur
Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck
in Thorn.

Ein unscheinbarer Fund.

Originalroman von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

Ein leises Zucken ging durch Frau Lamberts schlanken Körper, über ihre vornehmen Züge. Tief sanken die weichen Wimpern über ihre schimmernden Pupillen, fliegende Röte ergoß sich ihr über Gesicht und Nacken. „Ich verschmähe die Lüge jetzt wie einst!“ erwiderte sie leise, kaum verständlich. „Ja — es kostet mich — — Ja — ich leide. Aber es muß sein. Und dabei wird und soll es bleiben!“

„Wirklich und unwiderruflich?“ drang er in sie, während er seinen Stuhl näher zu ihr hinrückte und ängstlich ihren Blick zu erhaschen suchte. „Marianne, laß uns kühl, mit nüchterner Ueberlegung prüfen, was uns entzweit, ohne Leidenschaft und hartnäckige Voreingenommenheit. Sind die Differenzen, die uns — so weit geführt haben, wirklich ganz unausgleichbar? Kann sich die herbe Dissonanz nicht doch noch in eine volle Harmonie auflösen? Laß uns zum letzten Male Deine Klagepunkte wider mich der Reihe nach durchgehen. Ich bin zu jedem Zugeständnis bereit, die ein Mann seinem Weibe machen darf. Zeige Du Dich nun auch nicht herber und unbeugsamer, als — der Frau zu sein geziemt!“

„So laß zuerst Du hören, in was Deine sogenannten Zugeständnisse bestehen!“ verlangte sie mit leisem Hohne. „Es interessiert mich wirklich, zu wissen, wieviel Brosamen vom reichen Tische Deiner Manneshherrlichkeit Du der armen, thörichten Frau mit dem „leichtwiegenden Gehirne“ zugedacht hast!“

Er ließ sich durch ihren Hohn nicht in seiner milden Mäßigung beirren. — Mit ruhiger, freundlicher Stimme fuhr er nach kurzem Besinnen fort: „Deine erste Klage und Beschwerde war, daß ich Dir ein bestimmtes Monatsgeld für den Haushalt aussetzte, statt Dir die volle Ueebersicht meiner Einnahmen und die darnach geregelte, willkürliche Bestreitung der Ausgaben zu gewähren. Du nanntest dies eine gröbliche Beleidigung Deiner Frauenwürde, Du wolltest Dich nicht zu — meiner Haushälterin herabsetzen lassen. Ich glaubte Dir damals nicht nachgeben zu dürfen. Wohlan, jetzt habe ich einen Ausweg gefunden, der meinen Grundsätzen und Deiner Empfindlichkeit zugleich Rechnung trägt. Mein Einkommen soll fortan in drei gleiche Teile geteilt werden, der eine für die Bestreitung unseres Haushaltes, der andere für die Ausgaben, die mit meinem Berufe unvermeidlich verknüpft sind und der dritte für die Zukunft, für unser Kind, für unvorhergesehene Fälle, wie mein Tod oder meine Erwerbsunfähigkeit. Erscheint Dir diese meine Einteilung unklug oder unbillig gegen Dich?“

Sie schüttelte leise den Kopf.

„Dein anderes Verlangen war, daß ich Dich in meine Geschäfte einweihen, Dir Anteil an meinen Sorgen und Mühen gewähren solle — Du wolltest Dich nicht von mir erhalten lassen. Dein Stolz verlangte das so, da Du mir — keine Mitgift zugebracht hattest. Ich fand Deinen Standpunkt verkehrt und unnatürlich, ich wies Dein Ansinnen, Dich in meiner Kanzlei gleich irgend einem Advokatenschreiber anzustellen, lachend zurück, ich sagte Dir, daß Du in Deinem Haushalt, bei Deinem Kind übergenug Pflichten zu erfüllen hättest, ich suchte Deine unklaren Emancipationsgelüste aus Deinem Kopfe zu verbannen und erreichte nichts weiter als Deinen Widerspruch, Du würdest Dich nie und nimmer zur Köchin und Kindsmagd erniedrigen lassen. Was konnte ich thun, als Deinem Trotze mit Geduld und Ruhe begegnen und auf die Zeit hoffen, die Dich zu besserer Einsicht in den wahren Frauenberuf bringen sollte —“

„Den wahren Frauenberuf, ja diese Phrase habt ihr Männer nun ja freilich groß auf eure Fahne geschrieben!“ fuhr Marianne grollend aus ihrem finsteren Schweigen empor. „Ihr möchtet uns jede höhere Begabung, jede Befähigung zu Besserem als Strümpfestopfen ableugnen, ihr möchtet uns ehrliche Arbeit, selbständigen Erwerb entziehen, damit wir ja nur eure geduldigen — Sklavinnen bleiben!“

„Nein, soweit gehe ich nicht!“ protestierte er lebhaft. „Es wäre thöricht, zu bestreiten, daß es wirklich talentierte Frauen giebt — aber hast Du in irgend einer Weise bewiesen, daß gerade Du dazu gehörst? Und dann — einem Mädchen, welches keine Gelegenheit findet, oder nicht die Berufung in sich fühlt, einem eigenen Haushalt als Frau und Mutter vorzustehen, kann niemand verargen, wenn sie sich eine bessere, bevorzugtere Existenz zu erringen sucht, als sie durch die kümmerliche Näharbeit zu erreichen ist. Sie mag kämpfen mit uns Männern auf jedem ihren Fähigkeiten zugänglichen Felde um



Tick-Tack! Nach dem Gemälde von E. Bosch. (Mit Text.)

das tägliche Brot. Sie hat sich, entweder freiwillig oder vom Schicksal gezwungen, des süßen Vorteils begeben, vom starken Arm ihres Gatten getragen, beschützt und — wie Du Dich ausdrückst — „erhalten" zu werden. Du befandest Dich aber nicht in solcher Lage. Du hattest gewählt und Dich für das stille, segensreiche und pflichtenvolle Frauenleben in der Familie entschieden. Deshalb verlangte ich von Dir, daß Du innerhalb Deiner Grenzen bleiben solltest. Heute aber denke ich auch in diesem Punkte nicht mehr ganz so strenge. In Deinen freien Stunden will ich Dir — zu verdienen geben — Dein Nadelgeld. Kannst Du Dich damit zufrieden erklären?"

Sie nickte. Ihre Hand fuhr verstohlen nach ihren Augen hinauf. Was hatte sie dort zu verwischen?

„Nun zu Deiner dritten und letzten Beschwerde. Hier weiß ich leider wenig Rat und Hilfe — Dein guter Wille, Dein Vertrauen, Deine verständige Einsicht müßte dabei fast alles thun und ins Gleiche bringen. Es schien Dir unerträglich, nicht um alle meine Ausgänge, meine Beziehungen und Bekanntschaften zu wissen, Du konntest meine auswärtigen Zusammenkünfte mit Geschäftsfreunden nicht begreifen, ich sollte Dir über jede verbrachte Stunde, jedes geführte Gespräch, jeden gemachten Besuch Rechenschaft ablegen. Du meintest, das müsse so sein zwischen Mann und Frau. Daß ich keine Geheimnisse vor Dir haben will, darüber strebte ich Dich durch die heiligsten Versicherungen zu beruhigen. Das kleinliche Rechenschaftsablegen über mein Tagewerk halte ich aber jetzt wie einst unter meiner Würde. Das einzige, was ich Dir hierin gewähren kann, ist, daß ich meine Kanzlei nach unserer Wohnung verlege. Du magst dann selber sehen, mit wem ich verkehre, um welcher langweiligen Konferenzen willen Du mich beargwohnt hast und welcher Art meine „auswärtigen Vergnügungen" sind. Meinst Du, daß Du es unter dieser Bedingung noch einmal mit mir versuchen willst?"

Es war kein gesprochenes „Ja", es war ein beinahe unartikulierter Schrei, mit dem sie sich wendete, aufsprang und in seine Arme stürzte. Und da leuchtete er plötzlich auf, der verschönernde, verklärende Glücksschimmer in ihren sprechenden Zügen. Herr Lambert selber glaubte seine Gattin noch niemals so reizend, so bestrickend gesehen zu haben, auch unter dem hochzeitlichen Kranz und Schleier nicht.

Sie hielten sich lange umschlungen, ihr Haupt ruhte an seiner Brust. Plötzlich aber wankte sie — tödliche Blässe bedeckte ihr Antlitz.

Erschrocken fing er sie in seinen Armen auf und geleitete sie unter zärtlich besorgten Fragen zum Sofa. Sie zwang sich mühsam zu einem matten Lächeln.

„Es ist nichts, Rudolf — ich leide in letzter Zeit öfter an solcher plötzlichen Schwäche — und heute — die unerwartete, wenn auch freudige Erregung. Es ist schon wieder vorüber!"

Er strich ihr liebevoll das Haar aus der Stirn. „Ja — alles Böse soll vorüber sein, meine liebe Marianne. Neu vereint wird uns nur Glück aus der Zukunft entgegenlachen und heiterer Sonnenschein. Nicht wahr, mein süßes Weib, wir lassen morgen absagen beim Termin?"

Sie antwortete nur durch das leise Aufschluchzen: „Ich habe so unaussprechlich gelitten, entfernt von Dir. Ich will nun gut und fügsam sein wie ein Kind!"

Er zog sie von neuem an sich. „Ja, Marianne! Ich glaube Dir. Die Prüfung war bitter und strenge. Aber ich wußte, daß es doch nicht zum Aeußersten kommen konnte zwischen uns beiden. Und nun — nun führe mich zu unserem Kinde!"

Sie standen, wieder engvereint, neben dem schlummernden Gretchen und tauschten leise Kuß um Kuß.

Endlich drängte die junge Frau den Gatten sanft von sich.

„Geh' jetzt, Rudolf!" sagte sie bittend. „Es fehlen nur wenige Minuten auf zehn Uhr; der Hausmeister wird das Thor zusperren. Man kennt Dich ja nicht — in diesem Hause!"

Er willfahrte lächelnd ihrem Verlangen, nahm im Vorzimmer Hut und Ueberrock und flüsterte innigen Tones an ihr Ohr: „Auf morgen — bei mir, und für immer!"

Sie stand auf der Schwelle und sah ihm nach, wie er die Treppe hinabging, bei jeder Wendung zärtlich zu ihr zurückwinkend.

Als sein Schritt unten verklungen war, wandte sie sich, um in ihre Wohnung zurückzukehren. Aber von neuem befiel sie eine jähe Schwächeanwandlung. Es legte sich gleich einem dichten, wallenden Schleier vor ihre Augen, ihre Hände griffen unsicher, einen Halt suchend, um sich —. Noch einige Sekunden — und sie sank lautlos, ohnmächtig neben ihrer offenen Wohnungsthüre zu Boden.

3.

Die gutmütige Tilde, ein lichtblondes, halbverblühtes, anspruchsloses Geschöpf, brachte ihrer Schwester Adele den Frühstückskaffee in deren Zimmer, ja, eigentlich bis ins Bett, denn die junge, zuerst von den Eltern und dann vom Gatten verwöhnte Witwe liebte den langen Morgenschlummer, besonders, wenn es draußen Nebel, Regen und empfindliche Kälte gab, wie heute.

Tilde, welche bei ihrem Papa, dem Rechnungsrat Heinach, die Stelle der früh verstorbenen Hausfrau einnahm, an Adelens Eigenarten gewöhnt war und sich niemals darüber zu wundern oder zu beklagen pflegte, enthielt sich heute aber doch nicht, ganz leise und schüchtern zu mahnen:

„Mein Gott, liebstes Adichen, wie ist Dir's nur möglich, mit aller Seelenruhe auf eine solche Unordnung zu schauen? Ich hab' doch ganz ordentlich aufgeräumt, gestern abend. Und jetzt — eine Bude auf dem Trödelmarkt ist noch Gold gegen Deine Stube!"

Unrecht hatte nun die sanft scheltende Tilde freilich nicht. Arg und verworren genug sah es aus in dem beschränkten, einfenstrigen Raum, der einst Adelens Mädchenzimmer gewesen, ihr nun aber zugleich auch als Kunstwerkstätte dienen mußte. Sie malte auf Seide, Papier und Porzellan; die Spuren davon ließen sich überall entdecken als mehr oder minder sichtbare Farbflecken auf den rot und grau gestreiften Wollstoffmöbeln, auf den hellen Pompadourtapeten, selbst auf den leichten, weißen Bett- und Fenstergardinen. Sie stickte auch, Tilden helfend, die auf diese Weise ihre freien Stunden in Nadelgeld für die zärtlich geliebte Schwester umzusetzen pflegte. Und auch diese Thätigkeit verriet sich durch einen offenen Arbeitskorb, in welchem sich Wolle, Seide, Perlen und Goldfäden zu einem vielleicht unentwirrbaren Wuste zusammengeknäult hatten, während Scheere, Fingerhut, ein runder und ein zerlegter viereckiger Stickrahmen samt einer Anzahl Papiermuster den einen der beiden kleinen Arbeitstische einnahmen. Der andere stand dort in die tiefe Fensternische gerückt und war mit Farbenpaletten, schlechtgereinigten Pinseln, frischen und gemalten Blumen, Seidenstoffen und weißen Porzellantellern nicht nur besetzt, sondern eigentlich überhäuft. Doch das alles war noch nicht das Aergste und hätte die lammsgeduldige Tilde wohl nicht zu dem ungewohnten Wagnis einer Rüge getrieben. Es stand der Kleiderschrank offen und ließ ungehindert seinen bunten, ungeordneten Inhalt schauen. Alle Laden der Kommode zeigten sich halb geöffnet und es entzieht sich der Beschreibung, was sich da drinnen zusammengefunden hatte an Bändern, Hutfedern, Wäsche, Briefen, Spitzen, Stoffresten, Ballschuhen, Büchern, Gürteln, Handschuhen, Seidentüchern und Schmucksachen. Viel von diesen notwendigen oder angenehmen Gegenständen lag auch neben auf dem Boden verstreut und ein frei flatternder Kanarienvogel hüpfte dazwischen hin und her, die Staubfäden aus den künstlichen Blüten pickend.

Adele öffnete schläfrig die hübschen, runden Kinderaugen und sandte einen gleichgültigen Blick über ihre Umgebung hin.

„Ich konnte nicht schlafen, Tilde — ich versuchte es mit Malen und Sticken, da schmerzten mich die Augen. Dann wollte ich Ordnung machen in meinen Kästen, aber ich war doch gar zu müde, ich mußte mich ganz plötzlich zu Bette legen. Gleich will ich wieder alles in Ordnung bringen."

Aber Tilde schien keinen großen Wert zu legen auf Adelens gute Vorsätze. Vielleicht hatte sie in dieser Hinsicht schon trübe Erfahrungen gemacht. Sie stellte das Kaffeebrett auf ein Tischchen neben dem Bette, schloß Schrankthüre und Kommodladen und sperrte den Vogel in seinen Käfig. Nachdem sie dann auch noch den Stickkorb geschlossen und eine leichte seidene Decke über den Arbeitstisch am Fenster hingebreitet hatte, sah es doch wieder erträglicher, ja beinahe gemütlich in dem Stübchen aus. Tilde setzte sich zu der Schwester auf den Bettrand.

„Nun erzähle, Adelchen. Du hast den armen Rudolf also glücklich hineingebracht zu seiner stolzen, schlimmen Frau?"

„Nein — schlimm ist Marianne nicht!" protestierte Adele lebhaft. „Etwas eigensinnig und wunderlich, aber gewiß nicht schlimm!"

„Nun, mag ja sein!" gab Tilde nach. „Ich freilich hab' den ganzen Zank und die Trennung nie begreifen können. Entweder sie liebt ihren Mann und dann verfällt sie nicht auf so spitzfindige Grillen, auf so unnatürliche Ideen. Oder —"

„Horch — es geht irgend jemand im Vorzimmer draußen!" unterbrach Adele. „Ach, Tilde, willst Du nicht nachsehen? Gewiß schickt mir Rudolf Nachricht. Er hat mir's ja versprochen!"

Tilde ging willfährig. Gleich darauf brachte sie einen kleinen, nur mit einer Oblate verschlossenen Brief herein.

„Wirklich von unserem guten Vetter Lambert. Sein Kanzleidiener hat das Billet gebracht!" sagte sie gespannt.

Adele las laut, mit leicht erblaßtem Gesichte, aber glänzenden Augen:

„Meine teure Adele! Alles ist gut und geordnet. Dein Rat war trefflich — ohne einen solchen Ueberfall wären wir nimmer ans Ziel gelangt bei der Stolzen und Mißtrauischen, die sich so gut von mir abzuschließen wußte. Mündlich mehr. Wie schön wird die Zukunft. Innigen Dank Dir, meine kleine, brave Bundesgenossin von Deinem Dich aufrichtig liebenden Rudolf."

Still legte Adele das Blatt aus der Hand. Ihre Augen glänzten von innen heraus, in einem weichen, feuchten Schimmer. Tilde, welche der Schwester Geheimnis kannte seit langer, langer Zeit, beugte sich bewegt über sie und küßte sie auf die eigensinnig krausen Stirnlöckchen.

„Bist doch ein herrliches Geschöpf, Adele, trotz all' Deiner Untugenden. Wer anders wie Du hätte das wieder fertig gebracht?"

„Marianne meinte auch, sie hätte verschiedenartig gefühlt — an meiner Stelle!" murmelte die junge Witwe. Aber er — mußte ich ihm nicht sein Glück zurückgeben, wenn es in meiner Macht lag?"

„Er hätte vielleicht Dich lieben gelernt!" wandte Tilde ein. „Von einem anderen Freier willst Du nun ja doch einmal nichts wissen, obwohl Du viel zu jung und zu — thöricht bist, um immer allein und selbständig zu leben —"

„Still — Tilde — still! Solche Möglichkeiten habe ich nicht erwägen

mögen. Marianne ist meine einzige Freundin seit unserer Kindheit. Durfte ich Verrat gegen sie spinnen, auch nur in Gedanken?"

„Sie hatte ihn aber aufgegeben und von sich gestoßen!" beharrte Tilde.

„Aber sie liebte ihn immer. Jetzt erst hat sie begreifen gelernt, was sie an ihm besitzt. Nein, nein, ich konnte, ich durfte nicht anders handeln. „Gönne mir's, daß ich mit mir zufrieden, beinahe stolz auf mich selber bin. Schau, Tilde, es passiert mir das wahrhaftig zum allererstenmal!"

Sie lachte, während ihr die hellen Thränen über die Wangen rollten.

Tilde machte sich noch im Zimmer zu thun, um die eigene überquellende Rührung zu verbergen. Sie bewunderte ihre Schwester, das lebhafte, genußbedürftige Geschöpf, das sie für leichtsinnig und oberflächlich gehalten. Nimmer hätte sie soviel anspruchslose Seelenstärke unter einer solch beständig wechselnden und flimmernden Außenseite gesucht.

Der Eintritt Babettens, der guten, alten Magd, welche die beiden Mädchen schon als ganz kleine Dinger auf den Armen getragen, unterbrach die tiefe Stille. Das Gesicht der Greisin zeigte jenen gewaltsam gesammelten und beherrschten Ausdruck, der Ruhe und Unbefangenheit verkünden soll, aber statt dessen sogleich verrät, daß irgend etwas Besonderes und nicht Angenehmes vorgefallen sein muß.

Tilde rief denn wirklich auch nach dem ersten Blicke auf die getreue Dienerin: „Babette — dem Papa ist doch nichts zugestoßen?"

Die Frage war sehr begreiflich und natürlich, weil der Rechnungsrat öfters an Gehirnkongestionen litt.

Babette schüttelte leise, mit einem traurigen Blicke den Kopf.

„Nicht dem Herrn — aber — aber — die Rike von der Frau Lambert ist da — und —"

„Mein Gott, gewiß ist das Kind erkrankt?" fragte Adele, während sie hurtig aufstand und sich anzukleiden begann.

„Nein — auch das kleine Mädchen ist wohl!" fuhr die Alte zaghaft fort. „Frau Lambert selber —"

„Nun heraus mit der Sprache, liebe Babette. Du spannst uns ja auf die Folter!" drängte Tilde ängstlich. „Was ist's mit Frau Lambert?"

„Es ist — ein Unglück geschehen oder — vielmehr — ein Verbrechen!" murmelte die Greisin und das verhaltene Entsetzen brach nun durch in ihren offenen, ehrlichen Zügen. „Rike hat Frau Lambert heute morgen verwundet — oder gar tot in der Wohnung gefunden — man weiß noch nicht — das arme Ding, die Rike, lief in ihrem ersten Schrecken gleich zu uns —"

Tilde sank, beide Hände gegen ihr Herz pressend, auf einen Stuhl. Sie verlor vor jedem unerwarteten Unglück sofort völlig ihre Geistesgegenwart. Auch Adele war totenbleich geworden. Doch fuhr sie fort, freilich mit zitternden, ungeschickten Händen, sich zum Ausgehen fertig zu machen.

„Ist Rike noch draußen?" fragte sie Babette.

„Nein, sie ist gleich wieder fortgelaufen. Es fiel ihr ein, daß sie Gretchen ganz allein unter den fremden Leuten gelassen hat, von denen die ganze Wohnung voll ist."

„Es ist furchtbar!" murmelte Adele. „Ich gehe jetzt!" Sie setzte noch rasch ihren Hut auf und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Ich will auch hin zu Marianne!" raffte sich Tilde aus ihrer stummen Erstarrung auf. Aber Adele entschied: „Nein, Du bleibst hier, Du kannst ja traurige Dinge nicht sehen, bekommst Herzkrampf davon. Ich bringe Dir Nachricht!" Sie drückte die Schwester auf den Stuhl zurück und eilte flüchtigen Schrittes davon. —

Vor dem zweistöckigen Hause, in welchem Marianne Lambert das obere Stockwerk bewohnte, drängte sich eine flüsternde, aufgeregte, von mehreren Polizeibeamten nur mühsam zurückgehaltene Menschenmenge. Ein unbeschreibliches Herzweh befiel Adele. Es zitterten ihr die Kniee, sie mußte sich gewaltsam aufraffen, um vorwärts zu kommen. Am Thore wollte man ihr nicht Einlaß gewähren. Erst ihre Versicherung, sie sei Frau Lamberts intimste, ja einzige Freundin, verschaffte ihr den halb ersehnten und halb scheu gefürchteten Zutritt. Schon auf der Treppe krampfte sich ihr die Brust in lähmendem Entsetzen zusammen. Dort lag, von einem Polizeidiener bewacht, ein blutbeflecktes Messer — man hatte es wohl an dieser Stelle aufgefunden und es mußte da bleiben, bis die Erhebungen über den Thatbestand vollendet waren.

Vor Frau Lamberts Wohnung standen gleichfalls Polizeidiener, während die übrigen Bewohner des Hauses, Männer, Frauen und Kinder, sich auf die Zehenspitzen hebend, einen Einblick durch die halbgeöffnete Thüre zu gewinnen trachteten. Adele mußte sich hier noch einmal und zwar durch die Zeugenschaft der Umstehenden als Frau Lamberts Freundin bestätigen lassen und konnte dann endlich, wie in einem wüsten Traum befangen, die Schwelle der traulichen, kleinen Wohnung überschreiten. Im Vorzimmer war nichts Auffallendes zu bemerken. Auch das Wohngemach befand sich in vollständigster Ordnung, kein Gegenstand war verrückt von seinem gewöhnlichen, Adelen so vertraut gewordenen Platze. Nur auf dem Fußteppich zeigten sich einige große Blutflecken.

Beinahe erstickt von Angst und Erregung öffnete Adele leise und vorsichtig, als gälte es einen Schlafenden nicht zu wecken, die Thüre des Schlafzimmers.

Zwei Polizeibeamte waren da drinnen beschäftigt, das Unterste zum Obersten zu kehren und jedes Geräte einer genauen Untersuchung zu unterziehen. Sie wandten sich erstaunt und fragend der Eingetretenen zu. Aber diese ließ ihnen keine Zeit zu irgend einer Aeußerung. Unter dem schmerzvollen Aufschrei: „O Marianne, Marianne!" stürzte sie vorwärts und brach vor dem Bette in die Kniee.

Regungslos lag Frau Lambert auf ihrem Lager. Ihre schlaffe, wachsfarbige Rechte ruhte in der Hand ihres alten Hausarztes. Ueber ihre Augen hatten sich tief und schwer die zarten Lider mit den langen, dunklen Wimpern gesenkt. Die Lippen des festgeschlossenen Mundes zeigten eine schwachbläuliche Färbung, als wäre schon Todesfrost vom Herzen zu ihnen heraufgestiegen. Eine seidene Steppdecke verhüllte ihre Gestalt bis hoch an den Hals hinauf.

Adele schluchzte laut und krampfhaft. Sie vermochte ihrem Schmerz, ihrem Entsetzen nicht zu gebieten. Der Arzt ermahnte zur Ruhe und daraufhin ergriff sie einer der Polizeibeamten ohne Umstände an den Armen, hob sie auf und drängte sie in das anstoßende Wohnzimmer zurück.

„Ich bitte, sich nicht zu entfernen von hier!" gebot er mit seiner harten, zum Befehlen gewöhnten Stimme. „Da Sie Frau Lambert nahe zu stehen scheinen, wird Ihre Aussage von großer Wichtigkeit für uns sein!"

Die junge Witwe bemühte sich, ihr krampfartiges Schluchzen zu unterdrücken, als sie mit leiser Stimme fragte: „Ist — sie tot?"

„Nein, noch nicht! Aber der Arzt meint, daß sie den Abend nicht überleben wird!"

Aus Adelens Brust löste sich ein tiefes Stöhnen.

„Und das Kind — es ist ihm doch kein Leid geschehen?"

„Nicht das geringste; die Kleine befindet sich in guten Händen, eine Nachbarin hat sich ihrer angenommen."

„Da will ich doch gleich das arme Gretchen aufsuchen gehen, sie könnte sich ängstigen unter den fremden Leuten!" erklärte Adele.

Der Polizeibeamte hatte nichts dagegen einzuwenden. Doch empfahl er ihr nochmals, sich bis auf weiteres nicht aus dem Hause zu entfernen — er werde ihrer binnen kurzem noch bedürfen.

4.

Eine Stunde später bestand Rike in Frau Lamberts Wohnzimmer ihr erstes Verhör vor dem Untersuchungsrichter. Nachdem sie über ihre eigene Persönlichkeit genügende Auskunft erteilt hatte, ging der Untersuchungsrichter auf ihr Dienstverhältnis zu Frau Lambert über.

„Wie lange befinden Sie sich schon hier im Hause?" fragte er.

„Ich bin seit vier Jahren bei Frau Lambert bedienstet!"

„In welcher Eigenschaft?"

Nach leichtem Zögern erwiderte Rike: „Als Frau Lambert noch mit ihrem Manne lebte, verwendete sie mich als Stubenmädchen. Seit sie sich aber von ihm getrennt hat und in diese Wohnung gezogen ist, mußte ich auch kochen und das Kind pflegen. Weil Frau Lambert sehr gut gegen mich war in früherer Zeit, hab' ich sie nicht verlassen wollen, jetzt, da sie unglücklich ist und sich nur einen Dienstboten halten kann!"

„Ah — Frau Lambert lebte also in letzter Zeit getrennt von ihrem Gatten?" rief der Untersuchungsrichter lebhaft und blickte zu seinem Schreiber hinüber, ihn zur Genauigkeit bei Abfassung des Protokolles mahnend. „Seit welcher Zeit?"

„Es müssen nun gerade zehn Monate sein, Herr Richter!"

„Können Sie mir Herrn Lamberts Adresse angeben?"

„Mariahilferstraße 36 — in der Advokatenkanzlei!"

„Herr Lambert ist Eigentümer oder Angestellter derselben?"

„O Eigentümer, freilich Eigentümer!" sagte Rike stolz. „Er führt ein großes Haus und ist ein guter, braver, leutseliger Herr!"

„Er hat Ihre Dienstfrau in der Zwischenzeit niemals besucht?"

„Ach — er hätte es schon gewollt, er war zweimal hier, vor der Thüre draußen. Aber ich hab' ihn auf Frau Lamberts strengsten Befehl nicht hineinlassen dürfen zu ihr."

Der Beamte befahl einem in Civil gekleideten Polizeidiener, Herrn Lambert herbeizuholen. Hierauf wandte er sich wieder zu Rike.

„Wann haben Sie Ihre Dienstfrau gestern abend verlassen?"

„Es war gerade neun Uhr."

„Sie schlafen nicht hier in der Wohnung?"

„Nicht für gewöhnlich. Die Küche ist gar zu klein. Nur wenn das Kind krank war, hab' ich mir im Vorzimmer ein Bett auf den Fußboden gemacht!"

„Wo haben Sie also „für gewöhnlich" die Nacht zugebracht?"

„In einem sauberen, hübschen Dachzimmer!"

„Zwischen dieser Wohnung und Ihrer Kammer besteht keinerlei Verbindung? Ihre Dienstfrau konnte Sie in der Nacht nicht herabrufen?"

„O ja doch!" erklärte das Mädchen eifrig. „Meine Kammer liegt gerade ober ihrem Schlafzimmer und als wir diese Wohnung bezogen, hat die Frau einen Glockenzug anbringen lassen, mit dem sie mir läutete, wenn sie irgend etwas gebrauchte!"

„Und heute nacht wurden Sie nicht gerufen?"

„Nein!"

„Pflegen Sie sehr fest zu schlafen? Können Sie die Glocke nicht überhört haben?"

„Nein, ganz gewiß nicht! Einen festen Schlaf hab' ich zwar schon, aber der Ton der Glocke ist so stark, daß ich's doch hätt' hören müssen!"

„Haben Sie heute nacht kein außergewöhnliches Geräusch vernommen, im Hause? Kein Schreien, keinen Lärm?"

„Nein, nichts, gar nichts!"

„Wann sind Sie heute morgen in diese Wohnung gekommen?"

„Um sechs Uhr, wie gewöhnlich, mit der Frühstücksmilch und dem Weißgebäck."

„Haben Sie die Thüre offen oder geschlossen gefunden?"

„Geschlossen!"

„Wer hat Ihnen also aufgemacht?"

„Ich hab' meinen eigenen Schlüssel, damit ich hereinkann, auch wenn die Frau noch zu Bett ist!"

„Sind Sie sogleich in das Wohnzimmer gegangen?"

„O nein, zuerst hab' ich in der Küche den Kaffee gemacht. Dann erst, als ich gar nichts gehört und gesehen hab' von der Frau, bin ich an die Thür hergekommen, hab' zuerst gehorcht und dann hereingeschaut und —"

Rike schüttelte sich in erneutem Entsetzen und fing so heftig zu weinen an, daß weiter nichts aus ihr herauszubringen war.

Der Untersuchungsrichter ließ sie für den Augenblick abtreten und — Frau Adele Behrung herbeirufen. Die junge Witwe kam aus der Wohnung der Nachbarin, die das kleine Gretchen bei sich beherbergte.

Der Richter ließ sie Platz nehmen, stellte die üblichen Personalfragen an sie und setzte dann unvermittelt hinzu: „Wann haben Sie Frau Lambert zuletzt gesehen?"

„Ich verließ sie gestern abend neun Uhr!"

„Ah — Sie waren so spät noch bei ihr! Kamen Sie öfters in solcher Stunde in diese Wohnung, oder gestern nur ausnahmsweise!"

„Ich pflege die Abende zu Hause zu verbringen. Gestern aber war Frau Lamberts Geburtstag. — Ich wußte, daß sie sich sehr einsam fühlen würde, da ging ich noch auf eine halbe Stunde zu ihr herüber!"

Der Beamte warf rasch einen Blick in das Protokoll.

„Die Hausmagd war schon in ihre Schlafkammer gegangen, als Sie Frau Lambert verließen?"

„Nein, ich hörte sie in der Küche mit Teller und Löffeln hantieren!"

„Haben Sie eine Vermutung, durch wen und auf welche Weise Frau Lambert angefallen worden sein kann?"

„Ach mein Gott, nein, das ist's ja, worüber ich mir seit Stunden den Kopf zerbreche. Marianne galt ganz gewiß nicht für reich, so bescheiden, wie sie lebte. Niemand konnte Schätze bei ihr vermuten. Und persönliche Feinde — ich wüßte nicht, wie sich meine arme Marianne dieselben verdient haben sollte!"

„Was wissen Sie über die Beziehungen ihrer Freundin zu ihrem geschiedenen Gatten, Frau Behring? Welches war der Grund für die Trennung der Eheleute?"

„O kein unehrenhafter!" beeilte sich Adele zu versichern. „Meinungsverschiedenheiten und Reibungen zweier starker und stolzer Charaktere. Die beiden liebten sich aber im Grunde doch von ganzem Herzen und deshalb ist es mir auch nach langen Bemühungen gelungen, sie wieder miteinander auszusöhnen, zu meiner aufrichtigen Freude."

Der Beamte blickte einige Augenblicke lang nachdenklich auf Adele, ehe er fortfuhr: „Und wann fand diese Aussöhnung statt?"

„Gestern abend. Marianne hatte sich immer geweigert, ihren Gatten zu sehen, nachdem sie sein Haus einmal bei Gelegenheit eines besonders heftigen Streites verlassen. Ich aber wußte, daß die beiden sich nacheinander sehnten, ohne sich's einzugestehen, daß es nur einer offenen Aussprache zwischen ihnen bedurfte, damit die Scheidung noch im letzten Augenblicke rückgängig gemacht würde. Deshalb schmuggelte ich meinen Cousin Rudolf, eben Frau Lamberts Gatten, halb mit List und halb mit Gewalt in diese Wohnung, worauf denn auch richtig eine große Versöhnungsscene erfolgt ist!"

„Das war gestern abend?" fragte der Beamte.

„Ja, gestern abend!"

„Wie kommt es, daß die Magd uns nichts davon erzählt hat?"

„Sie konnte nichts davon wissen, weil sie schon schlafen gegangen war."

„Aber Sie sagten doch, daß Sie diese Wohnung verließen, ehe sich die Magd nach ihrer Dachkammer begab!"

„Hier eingetreten bin ich auch wirklich nachher nicht mehr!" hielt Adele ihre erste Aussage aufrecht. „Ich begleitete meinen Cousin bis an die Wohnungsthüre herauf, läutete an und sagte zu Frau Lambert, die wissen wollte, wer Einlaß begehrte, daß ich etwas bei ihr vergessen hätte. Und als sie dann die Thüre öffnete, schob ich ihren Gatten hinein und machte mich rasch davon!"

„Um welche Stunde war denn das?"

„Einige Minuten vor halb zehn Uhr!"

„Sie haben seitdem Frau Lamberts Gatten gesehen?"

„Nein!"

„Sie sagten aber doch, daß — Ihrem Gewaltstreich eine Versöhnungsscene gefolgt ist? Wie können Sie denn dies wissen?"

„Mein Cousin schrieb es mir heute morgen!"

„Haben Sie den Brief da?"

„Nein, er liegt zu Hause in meinem Zimmer. Ich lief in aller Eile davon, als ich von meiner Freundin Unglück gehört hatte."

„Wohin begaben Sie sich, als Sie Herrn Lambert an der Schwelle dieser Wohnung verließen?"

„Nach Hause — wohin sonst?"

„Allein?"

„Ja — allein, es ist nicht weit bis zu uns, wohl kaum hundert Schritte!"

„Es ist gut — für jetzt!" sagte der Beamte nach kurzem Besinnen. „Ich werde Ihrer später wieder bedürfen. Sie können sich inzwischen nach Hause verfügen."

Der Untersuchungsrichter hörte den Bericht des zurückgekehrten Polizeidieners, daß Herr Lambert schon am frühen Morgen in Berufsangelegenheiten nach Hitzing gefahren sei, aber längstens um zehn Uhr zurückerwartet werde. Hierauf nahm er Rikes Verhör wieder auf: „Frau Behring kam oft zu Ihrer Herrin auf Besuch?"

„O ja, fast täglich!"

„Sie haben Frau Behring gestern abend bei ihrem Besuche gesehen?"

„Ja, denn ich machte die Thüre auf, als sie läutete!"

„Sie haben nichts an ihr bemerkt, keine Unruhe oder Aufregung?"

„Nein — sie ist im Gegenteil fast noch lustiger gewesen wie sonst. Ich hab' sie drinnen im Zimmer laut lachen gehört!"

Der Wormser Volksbühnenbau. (Mit Text.)
(Nach einer photographischen Aufnahme aus dem Verlag von Karl Herbst Witwe in Worms.)



Fliegende Hunde. (Mit Text.)

Der Untersuchungsrichter erhob sich und winkte Rike, ihm zu folgen. Sie gingen die Treppe hinab, bis zum ersten Absatze. Dort deutete der Untersuchungsrichter auf das am Boden liegende Messer.

Rike schrak mit leisem Aufschrei zurück.

„Sie kennen dieses Messer?“ fragte der Untersuchungsrichter, sie scharf fixierend.

„Ach ja — damit ist gestern der Geburtstagskuchen angeschnitten worden, den Frau Behring geschickt hat. Das Messer ist noch neben dem Teller gelegen, als ich schlafen gegangen bin!“

Das Mädchen schluchzte wieder so heftig, daß ihr Zeit zu ihrer Erholung gegönnt werden mußte. Es wurde der Hausmeister zu seiner Vernehmung herbeigeholt. Es war ein alter, gebrechlicher Mann, der den Trauerflor am Arme trug um seine vor kurzem verstorbene Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Die Dichterwitwe.

Novellette von F. v. Kapff-Essenther.

(Nachdruck verboten.)

Die Leute, die man in dem kleinen Seebade sah, waren alle sehr vergnügt. Zunächst über die billigen Preise, dann aber über die blaue, wenn auch etwas sehr zahme See — die Ostsee — und die schönen, dunklen Wälder. Das Bad war noch nicht in der Mode, aber gerade daraus erwuchs die behagliche Stimmung seiner Besucher. Die Ortseingesessenen gaben sich noch aufrichtig Mühe um ihre Gäste, von denen hier noch niemand sich als Opfer räuberischer Prellsucht fühlen durfte. Jedermann fühlte sich wohl hier.

Bis auf einen, der verstimmt blieb: Ernst von der Wartburg. Er hieß eigentlich Ernst Schneider, aber er war wirklich von der Wartburg, wenn auch nur der Sohn eines ehemaligen dortigen Restaurateurs — bekanntlich gar kein schlechter Posten.

Der Vater hatte dann später ein Hotel in Eisenach übernommen und war in dieser Fremdenstadt par excellence vollends zum reichen Manne geworden.

Nun ließ er den Sohn „studieren“. Ernst hörte Philologie und wollte zum höheren Lehrfache übergehen.

Schon auf dem Gymnasium aber hatte er Verse gemacht, hatte unter allgemeiner Anerkennung die „Kneipzeitung“ redigiert. Es mag Leute gegeben haben, die den liebenswürdigen, gebildeten, belesenen jungen Mann schon zu jener Zeit für einen Dichter hielten.

Damals schwärmte er die reizende Elli aus der Tanzstunde an. Später galten seine Verse der Kellnerin aus dem „Hopfenkranz“. Er hatte seine Jung-Deutschen gelesen und wußte, daß es sehr gut ist, sich für Kellnerinnen zu begeistern — siehe „Schlechte Gesellschaft“, „Brutalitäten“, „Lumpengesindel“ und wie diese lieblichen Kollektivtitel weiter heißen. Eine stolze Sache, sich für eine Kellnerin zu erschießen! Dazu hatte er freilich keinen Grund, denn er gefiel der Hebe des Hopfenkranzes. Aber seine Gedichtsammlung „Nachtschatten“ hatte durchaus nicht den Erfolg gehabt, den er gehofft. In den sogenannten Fachblättern erschienen einige Kritiken, auch von Freundeshand war hier und dort etliches über das Büchlein geschrieben worden — das war alles. Ernst war tief verstimmt, denn er wußte, daß einzelnes in seiner Sammlung nicht ohne Wert war; Kundige hatten es ihm bestätigt. Auch sein Verleger hielt ihn noch heute für ein Talent, obgleich er bisher kein Geschäft mit seinem Werke gemacht.

Eine wirkliche Verbitterung hatte sich seiner bemächtigt. Warum war er in jener Zeit geboren, die für Lyrik keinen Sinn hatte? Nur Anthologieen „gehen“ — alle andere Lyrik stirbt an der Teilnahmlosigkeit dieser schnöden Mitwelt. Und er hatte ehrlich und wahrhaftig das Bedürfnis nach dem poetischen Mitempfinden einer verwandten Seele. Aber in Berlin fand sich keine Spur davon. Alle seine Bemühungen nach dieser Richtung hatten ihm nichts eingetragen, als zwei excentrische Briefe einer verkannten, nicht mehr jungen Dichterin, die ihm schließlich ihre kokette Photographie schickte.

Jetzt war er aus Berlin geflohen. Er hatte absichtlich ein kleines Bad gewählt, um Einsamkeit zu genießen. Im stillen hegte er wohl auch die Hoffnung, daß sich hier leichter als anderwärts ein Abenteuer anspinnen könnte. Wirklich hatte er auch gleich am ersten Tage die Bekanntschaft eines reizenden Mädchens gemacht. Diesmal war's keine Kellnerin, im Gegenteil, so etwas wie eine Geheimratstochter, aber sehr frisch und selten natürlich. In dem einzigen besseren Restaurant des Ortes, wo sie mit ihren Eltern speiste, hatte er ihre Bekanntschaft gemacht. Als man nach Tische auf der Veranda saß, waren sie ins Plaudern gekommen. Sie hatte, trotzdem sie eine Berlinerin war, rosige runde Backen mit einem Grübchen — sie gefiel ihm ausnehmend. Bald hatte er das Gespräch auf Litteratur und Poesie gelenkt, ein Thema, das die verehrten Eltern absolut gleichgültig ließ. Die Tochter aber sagte resolut: „Ich mag keine Verse — ich langweile mich dabei!“

Lebhaft verteidigte er sein Fach, sprach von Poesie ohne Verse, berief sich auf seine „Nordseebilder“, die eben im Feuilleton einer vielgelesenen Berliner Zeitung erschienen waren.

Fräulein Vieka (Viktoria) hatte die ersten beiden gelesen — merkwürdigerweise; sie fand sie gar zu sentimental.

„Die Wellen murmeln niemals ‚Eveline,‘“ sagte sie entschieden, „es ist nicht wahr!“

Sie hatte offenbar genau hingehört.

„Vielleicht würden Sie anders geurteilt haben, wenn Sie Heine gekannt hätten. Ihm würden Sie glauben!“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete sie. „Wir sind ja einen Winter hindurch zu den sogenannten litterarischen Abenden irgend einer ‚freien Gesellschaft‘ gegangen, aber ich muß sagen, ich fand diese ‚Dichter‘ gräßlich. Lauter eingebildete Selbstanbeter — nichts weiter!“

„Welchem Stand geben Sie denn den Vorzug?“ fragte er, seine Betroffenheit mühsam verbergend.

Sie wurde ein wenig nachdenklich. In dieser bestimmten Form war diese Frage noch nicht an sie herangetreten. Schließlich meinte sie: „Das kann ich noch nicht sagen. Ich denke, ein tüchtiger Forstmann oder Landwirt, der könnte mir gefallen.“

Er schwieg und jetzt endlich bemerkte Vieka seine Verstimmung.

„Sie sind doch nicht etwa ein Dichter?“ rief sie ganz erschrocken.

„Nur ein sogenannter,“ versetzte er in bitterer Selbstironie und sehr bald danach hatte er sich empfohlen.

Seine allgemeine Verdrossenheit war jetzt einer schmerzlichen Empfindung gewichen. Warum soll heute der Dichter nur eine lächerliche Figur sein, gerade gut genug, daß sich sogar Backfische über ihn lustig machen? Gab es denn niemand, der ihn so recht verstand?

Er hatte ja Verkehr, war überall wohlgelitten, hatte auch Freunde; aber es waren doch nur äußerliche Beziehungen, die ihn mit dieser poesielosen Welt verbanden. Er kam sich recht arm, recht beklagenswert vor.

Aber das Schicksal schien ihn versöhnen zu wollen. Noch am selben Abend hatte er ein ganz allerliebstes Abenteuer.

Es war eine herrliche Mondnacht, die Luft milde und doch kühl, der Himmel mit Sternen besät — eine Nacht, wie geschaffen zu innerer Erhebung. Aber diese Badegäste waren samt und sonders schon zu Bett gegangen; er mußte es aufgeben, heute eine gleichgestimmte Seele zu treffen. So wanderte er allein am Strande entlang. Allein, da war der Mensch noch in guter, in passender Gesellschaft. Eine stille Befriedigung kam über ihn, eine zwar melancholische aber glückliche Stimmung. Von selbst flossen die Verse, die seinem stolzen, starken Herzen Ausdruck gaben. Er suchte einiges davon festzuhalten und zog sein Notizbuch hervor. Inzwischen war er, ohne es gewahr zu werden, in die Nähe einer einsamen Villa gekommen. Das Haus schien unbewohnt — man stand noch im Anfang der Seesaison.

Plötzlich vernahm er von einem von Weinlaub völlig umsponnenen Balkon herab leichtes Lachen. Eine Frauenstimme rief: „Der Jüngling am Meere!“

Zwar reizte ihn der spöttische Ton ein wenig, aber die ganze Situation war doch überaus hübsch. Er machte gute Miene zum bösen Spiele.

„Ja,“ gab er zur zurück, „es ist die urewige Frage — ein Narr wartet auf Antwort!“

Die Dame lachte. Ein im Mondschein ideal schöner Frauenkopf wurde da durch die Weinlaube sichtbar und eine heitere, freundliche, zutrauliche Stimme sagte: „Sagen Sie aufrichtig: Dichten Sie wirklich? Es sieht in der That so aus.“

Das alles klang spöttisch und doch vertrauenswert. Er faßte Mut.

„Ja, ich dichte!“ Er trat näher unter den Balkon und las die frischen Verse im Tone warmer Begeisterung vor.

„Ganz reizend,“ tönte es von oben, „die Verse sind wirklich schön!“

„Und sie kommen mir aus dem Innersten!“

„Ich glaube es Ihnen,“ sagte die Dame, „und bin sehr überrascht. Ich dachte nämlich, es gäbe keine Dichter mehr!“

War das endlich jene verwandte Seele, nach der er sich gesehnt? Es schien so. Fast unbewußt drängte sich ihm Klage um Klage auf die Lippen.

„Ja — es giebt noch Dichter,“ schloß er pathetisch, „aber man versteht sie nicht. Fremd und ungekannt gehen sie durchs Leben — unverstanden, ja nicht selten verhöhnt!“

Die teilnehmende Stimme droben antwortete: „Ich glaube Ihnen, mein Herr! Es ist auch anderen so ergangen — ich kenne das!“

„Sollten etwa Sie selbst . . .?“ stammelte er.

„Nein — ich habe nie Verse gemacht — niemals! Aber ich habe einst für die Poesie geschwärmt, und da fand ich eine gleich gestimmte Seele, einen jungen Dichter — wie Sie!“

Es klang ganz aufrichtig, wenn auch wie etwas, das hinter uns liegt. Er lauschte begierig. Ach — es wäre sehr schön gewesen, wenn er der erste war. Aber immerhin — sie verstand ihn doch. Er fragte: „Und dann?“

„Unsere Herzen fanden sich,“ erzählte sie, „wir wurden ein glückliches Paar, obgleich seine Gedichtsammlung ‚Sonnenblumen‘ nicht den gewünschten Erfolg hatte.“

„Sonnenblumen“ und „Nachtschatten“ — war das nicht ein merkwürdiges Zusammentreffen? Sie fuhr fort: „Wir hatten mit großen Sorgen zu kämpfen. Aber wir liebten uns, wir darbten, wir waren indessen wahrhaft glücklich in unserer ‚Hütte‘. Es klingt unwahrscheinlich und ist doch wahr . . .“

Er lauschte wie einer Offenbarung. Also derlei war möglich — in einer Welt, die ihm so furchtbar nüchtern erschien? Begeistert rief er: „Und so wurde er ein großer Dichter?“

Eine kleine Pause trat ein; dann antwortete die Stimme: „Leider nein! Der Dichter ist jung gestorben.“

Sie war also Witwe. Und nach dem resignierten Ton schon getröstet.

„Ja,“ sagte er, „viele, viele Dichter, die besten und edelsten unter ihnen, sind gestorben. So Byron, so Körner, so Hauff!“

„Und vielleicht war es gut so,“ versetzte sie mild.

Ja — sie war getröstet — er durfte um sie werben. Denn er hielt es für zweifellos, daß sie eine jener bevorzugten Naturen, deren Schwingen nach der Sonne trugen. Und jetzt nahm er einen kühnen Anlauf.

„O lachen Sie nicht über mich, meine Gnädige — wenn ich eine Liebe fände, wie Ihr verstorbener Gatte — es könnte etwas aus mir werden. Dann erst würde das Leben Wert für mich gewinnen — dann erst winkte mir ein hohes Ziel. So scheint mir das Dasein leer — kaum wert, zu leben!“

„Sie übertreiben in jugendlicher Weise,“ meinte sie ruhig, „aber so ganz unrecht haben Sie nicht. Liebe und Ehe sind entscheidend für poetisch angelegte Naturen. Entweder sie gehen darin unter, oder sie erheben sich, getragen von ihrem Glück, zu ungeahnten Höhen. — Und nun, gute Nacht! Hoffen Sie! Sie scheinen ja noch jung zu sein!“

Noch bevor er den Gruß recht erwidern konnte, war sie verschwunden.

Wie berauscht stand er und blickte selig in den blauen, leuchtenden Sternenhimmel. Ja, das war sein Heil, sein Glück, seine Rettung.

Er schloß in dieser Nacht kein Auge; was er fühlte, dachte, waren Verse an sie — an seine Muse.

Vergebens suchte er ihr am folgenden Tage auf die Spur zu kommen. Niemand in der Badegesellschaft kannte sie, wußte etwas von ihr; sie war wohl erst gestern angekommen und hatte jene bisher unbewohnte Villa bezogen. Kein Name in der Kurliste ließ sich auf die Dichterwitwe deuten. Mit aller Vorsicht umkreiste er das einsam gelegene Landhaus. Da endlich gegen Abend sah er aus dem Gartenpförtchen eine große, schlanke Gestalt kommen und zum Strande hinabschreiten — sie war es. Sie war nicht ganz so jung, als sie ihm anfangs erschienen, aber schön, mit vornehmen Zügen und seelenvollen Augen. Da sie Frau war, durfte man etwas wagen. Er stellte sich ihr vor, mit humoristischer Beziehung auf das nächtliche Abenteuer.

Sie blieb ruhig und freundlich; er hatte offenbar noch keinen Eindruck gemacht, aber sie zeigte sich ihm doch geneigt.

Etwas unendlich Vertrauen Erweckendes ging von ihr aus, eine unbeschreibliche Güte und Nachsicht, die alles begriff und alles verzieh. Sie mochte Ende der Zwanzig sein, war mit größter Sorgfalt gekleidet, aber weder geschminkt, noch auffällig frisiert oder kokett geputzt. Ueber das Urteil der Welt schien sie ziemlich erhaben, denn sie ging ruhig mit ihm spazieren, ohne sich um die Meinung der Badegäste zu kümmern. Dabei mied sie diese — sie wollte also auch nicht auffallen. Es war etwas Rätselhaftes an dieser Dichterwitwe. Sie hieß, nach der neuen Kurliste, Frau Doktor Schubert. Schubert — den Namen meinte er in Berliner litterarischen Kreisen gehört zu haben; er konnte sich nur nicht klar werden, wo und wie. Der Dichter der Sonnenblumen mochte wohl irgend ein Pseudonym gehabt haben.

Drei, vier Tage vergingen. Es entfernte ihn irgend etwas von ihr — eine Würde, eine Höhe — so gemütlich sie auch mit ihm plauderte und sich alles erzählen ließ. Er hatte noch nicht einmal gewagt, ihr die an sie gerichteten Verse vorzulesen. Und doch verstand sie alles — alles. Jede Regung seiner Seele ward ihr klar; sie hatte auch alles gelesen, was er kannte. Es waren köstliche Stunden an dem Strande.

Eines Tages konnte er auch nicht umhin, mit Geheimrats ein wenig zu plaudern. Er speiste mit ihnen gemeinsam und sah mit Vergnügen, wie Wieka mit reizendem Eifer Krabben zurecht machte, ohne selbst welche zu essen. Ihr Papa ließ sich die niedlichen Dinger munden und meinte im Gespräch mit Ernst, dichterische Bestrebungen seien heutzutage kein Hindernis mehr für die Carriere. Ja — so waren sie alle. Aber die Kleine war allerliebst. Gutmütig und doch humoristisch selbstbewußt. Eine prächtige Frau für einen Assessor oder einen besseren Kaufmann.

Am selben Tage machte er ein glühendes Huldigungsgedicht an sie. Er nannte sie seine Fee und sein Poem schloß:

Und als ich ausgestoßen abseits ging,
Da fand ich dich, du Kind der fremden Zone,
Das freundlich den Verlassenen empfing . . .
Noch glänzt vom hohen Haupte dir die Krone
Und von der Hand der wunderthät'ge Ring . . .
Nimm, Herrin, mich in deine süße Frohne!
Es ist mein Leib und meine Seele dein —
Du kannst's — laß mich noch einmal selig sein!

Die begleitenden Zeilen mußten sie vermuten lassen, daß es ihm Ernst sei. Er war ja auch in der Lage, ihr eine Existenz zu bieten. Aber er erhielt keine Antwort. Tage vergingen ihm in sehnsuchtsvollem Bangen. Warum antwortete sie nicht?

(Schluß folgt.)

Schill'sche Husarenstreiche.

In der Gegend von Stargard wurde der französische General Viktor von Schill gefangen genommen und gegen den bei Lübeck gefangen genommenen General Blücher ausgewechselt. Später aber hatte Viktors Freundin und Begleiterin ein gleiches Malheur bei Stettin. Ein Schill'sches Streifkorps hatte sich neben dem Wege durchgeschlichen und betrat diesen in demselben Augenblicke, als ihn eine mit vier Schimmeln bespannte Kutsche passierte. Sofort sprangen der Kutscher und die Diener vom Bocke und liefen davon. Die Husaren ergriffen aber die Flüchtlinge bald und erfuhren nun, daß die Herzenskönigin des Generals Viktor und deren Zofe im Wagen seien. Die beiden Frauen schliefen und schauten sich beim Erwachen verwundert um, als sie sich von Schill'schen Husaren umringt sahen. Der Unteroffizier, welcher die Husaren führte, nahm nur die vier Schimmel als Eigentum des Feindes, sowie dessen im Wagen befindliche Chatulle mit Papieren; dagegen ließ er den gefangenen Frauen ihre Börsen und ihr Geschmeide und bat höflich, ihn und seine Leute zu einem Frühstück des reichlich im Wagen vorhandenen Speisevorrats einzuladen. — Die Französinnen machten gute Miene zum bösen Spiel, und als sie sahen, daß man ihnen nicht an Leib und Leben wollte, verwandelten sie ihr Zetergeschrei in Lachen. Nun servierte die Dienerschaft das Frühstück auf dem Waldboden, das unter allseitiger Heiterkeit eingenommen wurde. Zum Schlusse mußten aber beide Schöne zur Strafe dafür, daß sie deutsches Gebiet betreten hatten, jedem Husaren einen Kuß geben. Dann trennte man sich lachend, und die Husaren versprachen, aus dem nächsten Dorfe Pferde zu senden. Der Führer sollte jedoch noch einmal mit den beiden Französinnen zusammentreffen. Derselbe erschien nämlich nach einiger Zeit im Hauptquartier der Franzosen, die Colberg belagerten, um Schills Auftrag auszurichten, daß, wenn der französische General, wie er veröffentlicht, seine „pommer'schen Leinwandkittel,“ die nicht als Soldaten gelten sollten, füsilieren lassen werde, die dreißig in seiner Gewalt befindlichen französischen Offiziere in der Maikule aufgeknüpft würden. Der französische General war darüber so erbost, daß er Befehl gab, den Parlamentär sofort zu erschießen. Der Schill'sche Unteroffizier sagte jedoch, das wolle er ruhig abwarten, er habe den Auftrag, eine bestimmte Antwort zu bringen, wie man es halten wollte. Inzwischen kam auch die Dame, die im Walde mit den Husaren gefrühstückt hatte, dazu. Ihr Herzensfreund Viktor befand sich noch in Schill's Händen, und als sie erfuhr, in welcher Gefahr er schwebe, besänftigte sie den General und dieser gab den Husaren die gewünschte Antwort und befahl, ihn ruhig ziehen zu lassen. Also stopfte der Unteroffizier seine Pfeife, zündete sie an und bestieg sein Roß; doch ehe er davon ritt, rief er dem General zu: „Also Wort halten! Denn schießt ihr, so hängen wir!“ E. König.



Tick-Tack. Der alte Eichbauer hat Haus und Hof seinem ältesten Sohne übergeben und lebt in wohlverdienter Ruhe im „Ausdinghäuschen“ daneben. Natürlich plagt den arbeitsgewohnten Mann oft arg die Langeweile. Aber was soll ihn tagsüber unterhalten? Auf dem Hofe giebts übergenug zu thun; es ist alles bei der Arbeit auf dem Feld, in der Scheune oder im Stall. — Deshalb hält er es mit den Kleinen. Und er thut recht daran. Mit der Jugend wird er trotz seiner weißen Haare wieder jung, ihre kindlichen Freuden bringen auch ihm Befriedigung. So sitzt er auch heute wieder mit seinem Enkelkinde auf der Hausstaffel, hält ihm seine Uhr ans Ohr und zählt ihr Tick-Tack. G. K.

Der Wormser Volksbühnenbau. Angeregt durch den überaus glücklichen Erfolg des Lutherfestspieles von Hans Herrig, war es der kunstsinnige Wormser Patrizier Fr. Schön, der zuerst der Sache näher trat und das gesteckte Ziel, den Bau eines Volkstheaters und Festhauses in Worms, mit staunenswertem Eifer betrieb. Das Glück war dem neuen Unternehmen hold, indem in der Person des Regierungsbaumeisters Otto Murch aus Charlottenburg der richtige Architekt gefunden wurde, der in kürzester Zeit einen der genialsten Theaterpläne der Neuzeit entwarf, welcher künstlerische Schönheit mit Zweckmäßigkeit und möglichster Billigkeit vereinigte. Das Ganze — im romanischen Baustil gehalten — ist durchweg in Stein erbaut, der Sockel aus rotem und gelbem Sandstein aufgeführt, die grau verputzten Backsteinwände sind durch rötliche Sandsteingliederungen wohlthuend unterbrochen. Sämtliche Dächer sind mit buntglasierten Ziegeln eingedeckt. Der Zuschauerraum besteht aus einem mächtigen Rundbau, der ungefähr 1200 Personen zu fassen vermag, an welchem sich nach hinten das Bühnenhaus und vorn der Stirnbau mit dem Haupteingange anschließen. An diesen Hauptbau gliedert sich nun noch ein bedeutender Flügelbau, der die Tageswirtschaft und einen Festsaal mit kleiner Bühne für Orchester oder kleine Aufführungen enthält. Was nun den Zuschauerraum betrifft, so sind hier die sogenannten Range vermieden, die große Masse der Zuschauer ist auf der ebenerdigen Fläche des großen Raumes untergebracht; nur eine geringe Zahl findet in den auf beiden Seiten des Halbkreises angeordneten „Lauben“ und den darüber liegenden Emporen Platz. Gegenüber der Bühne liegt die mit einer Orgel versehene Sängerbühne. Die Beleuchtung der ganzen Anlage geschieht durch elektrisches Licht. Der Bau dieses Volkstheaters, der sich in der Nähe des Domes auf dem sogenannten Bergkloster erhebt, wurde im Jahre 1889 vollendet. K. St.

Fliegende Hunde. Unwillkürlich denkt der harmlose Beschauer unseres Bildes an die grausigen Vampyre, die den Menschen nachts geheimnisvoll umflattern, ihn in den tiefsten Schlaf fächeln, dann „anstechen" und ihm das Blut aussaugen, so daß er morgens früh, „wenn er aufwacht", tot ist. Graulich genug sehen in der That die seltsamen Tiere aus. Ein anderer schüttelt sein weises Haupt vor Verwunderung über die absonderliche Laune der Natur, die ein Säugetier, und noch dazu einen biedern, braven Hund, zum Fliegen ausrüstete. Freilich nennt man diese größten aller Fledermäuse, oder richtiger gesagt Flattertiere, thatsächlich „fliegende Hunde", auch Flug- oder Flatterhunde; aber diese Bezeichnung ist doch lediglich eine bildliche, denn sie haben mit dem Hunde ganz und gar keine Verwandtschaft, außer der äußerlichen Aehnlichkeit in der Bildung der Schnauze und des ganzen Kopfes, ja sie sind überhaupt nicht einmal Raubtiere, sondern sie gehören zu den fruchtfressenden Fledermäusen. So beschauen wir sie nun in einem zoologischen Garten. In den derartigen Naturanstalten, wie auch im Berliner Aquarium und in allen anderen solcher Anlagen darf man sie zu den wertvollsten Schaustücken zählen. Das liebe Publikum läßt sich den guten Glauben an den Vampyr und seine Sippschaft nimmer rauben, und es betrachtet daher mit einem gewissen schaudernden Entzücken diese Unholde, die der liebe Gott lediglich dazu geschaffen hat, um die böse Menschheit zu züchtigen. Uebrigens sind die großen Flattertiere schon seit dem hohen Altertum her bekannt und die alten Schriftsteller seit Herodot sprechen und fabeln genugsam von ihnen. In unseren genannten Naturanstalten sind sie seit Jahrzehnten regelmäßige Gäste und im zoologischen Garten von London ist eine Art, der Halsband-Flughund von Südafrika, sogar schon gezüchtet worden. Der zoologische Garten von Berlin besitzt eine außerordentlich reiche Sammlung, wie eine solche kaum in einer anderen derartigen Naturanstalt jemals vorhanden gewesen. Da sehen wir, jedesmal in einer kleinen Gesellschaft oder doch in mehreren Köpfen, den Kalong oder fliegenden Hund von den indischen Inseln, namentlich Java, Sumatra und anderen, ferner den fliegenden Fuchs oder Flugfuchs von Indien und Ceylon, den schon erwähnten Halsband-Flughund von Südafrika und sogar den Bären-Flughund, eine Art, die bisher noch so selten ist, daß sie nicht einmal der Londoner und Amsterdamer Garten aufzuweisen hatten. Alle diese Flattertiere erreichen ungefähr die Größe eines Kaninchens, und gleich unseren kleinen, sowie allen Fledermäusen überhaupt, sind sie Nacht- oder vielmehr Dämmerungstiere. Bei Tage ruhen sie in jener wunderlichen Stellung aller Fledermäuse — die sogar bei einer Vogelgattung, den Fledermauspapageien oder Papageichen, vorkommt — so an den Zweigen im dichtesten Gebüsch, daß sie sich mit den Krallen der Hinterfüße festhalten, während der Körper mit dem Kopf nach unten regungslos herabhängt; erst gegen Abend werden sie munter und dann kommen sie zum Fressen herab. In der tropischen Heimat besteht ihre Nahrung in allerlei weichen, süßen Früchten, vielleicht auch Kerbtieren und anderen tierischen Stoffen; in der Gefangenschaft werden sie mit in Milch erweichtem Weißbrot und entsprechenden Früchten, aber auch gekochten Gelbrüben u. dergl. ernährt. So erhalten sie sich bei sorgsamer Pflege und bester Reinhaltung eine lange Reihe von Jahren in vortrefflichster Weise.

Dr. K. Ruß.

Am Strome.

Einst in abendlicher Stille
Hab' ich dieser Flut gelauscht,
Die in goldbeschäumter Fülle
Durch das Thal zur Tiefe rauscht.

Zitternd wie im Sturm bewegte
Sich das Rohr am grünen Strand,
Auf des Träumers Stirne legte
Fromm sich eine liebe Hand. —

Schöne Zeit, du kehrst nicht wieder;
Heiß wie Flammen zuckt's herauf,
Wühl' ich mit dem Hauch der Lieder
Meines Herzens Asche auf.

Ottokar Lund.

Allerlei.

Mißverstanden. Arzt: „Der Puls schlägt matt. Sie gefallen mir heute weniger, gnädige Frau." — Dame (schmollend): „Wie ungalant, Herr Doktor!"

Berechtigter Wunsch. Gefängnisdirektor: „Sie scheinen sich bessern zu wollen, und Sie interessieren mich; kann ich etwas thun, um Ihr Schicksal zu lindern?" — Verurteilter: „Ja!" — Gefängnisdirektor: „Was?" — Verurteilter: „Lassen Sie mich 'raus!"

Washingtons Rechtschaffenheit. Zur Zeit, als Washington bereits Präsident der Union war, war von der Regierung, bezüglich dem Präsidenten eine einträgliche Stelle zu besetzen, und man meinte, daß niemand auf diesen Posten eine größere Anwartschaft haben könne, als ein Freund Washingtons, der sich im Befreiungskriege gegen England große Verdienste erworben hatte, auch wegen seines festen Charakters und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit allgemeine Achtung genoß, jedoch für die Stelle selbst weniger geeignet erschien, als ein anderer Mitbewerber. Der letztere war als ein politischer Gegner Washingtons bekannt. Dennoch verlieh der Rechtschaffene nicht seinem Freunde, sondern seinem politischen Widersacher das erwähnte Amt. „Mein Freund", sagte der große Präsident, „steht meinem Herzen sehr nahe und ist mir in meinem eigenen Hause stets sehr willkommen; aber er ist bei allen seinen guten Eigenschaften nicht besonders für jene Stelle geeignet. Sein Rival besitzt dagegen, trotz seiner Feindseligkeit mir gegenüber, diese Befähigung. Meine persönlichen Gefühle müssen in allen Fällen schweigen, wo ich, wie in diesem, nicht Georg Washington, sondern in erster Linie Präsident der Vereinigten Staaten bin." K.

Die Zahl Vier, eine der vollkommensten, bezog man auf die vier Jahreszeiten, Gelehrte bewiesen, daß diese Zahl heilig sei wegen der vier Elemente, der vier Kardinal-Tugenden, der vier Hauptwinde und der vier Lebensalter. Karl IV. zollte der Zahl Vier eine abgöttische Verehrung; er stellte seine Truppen stets in vier Reihen auf, teilte sein Heer in vier Korps, schwur bei der Zahl Vier, hielt täglich vier Mahle, hatte vier Paläste, vier Säle in jedem Palast, vier Fenster in jedem Zimmer und in jedem der Säle vier Kamine, vier Thüren, vier Tische und vier Kronleuchter. Er trug eine Krone mit vier Verzierungen und seine Kleidung hatte vier Farben. Er sprach vier Sprachen. Er heiratete vier Frauen. Von Bianca von Valois hatte er vier Töchter und von Anna vier Söhne, wovon zwei, Wenzeslaus und Sigismund, nach ihm Kaiser wurden. Er war den Vierten des Monats stets in guter Laune und teilte seine Gnadenbezeugungen immer um vier Uhr aus; auf seine Tafel wurden immer vier Gerichte aufgetragen, er trank viererlei Wein und wollte, daß man ihn viermal grüße. St.

Gemeinnütziges

Die Petroleumlampe, die nun wieder mehr in Gebrauch kommt, ist vor der Benützung einer gründlichen Reinigung zu unterziehen. Insbesondere sind die alten Oelreste aus dem Bassin zu entfernen und dieses sowie der Brenner sorgfältig zu säubern. Wird das alte Oel im Ballon gelassen, so setzt man sich sehr leicht der Gefahr einer Explosion aus. Daher ist Vorsicht wohl am Platze.

Zur Aufbewahrung des Honigs sind trockene Orte und Gefäße, welche der Feuchtigkeit widerstehen (Gläser, Blechbüchsen) und fest zugebunden sind, etwa mit Schweineblasen oder Pergamentpapier, durchaus notwendig.

Hollunderbeeren. Konservieren des Hollunderbeersaftes. Die entstengelten Beeren werden mit Wasser gekocht, in ein feines Haartuchsieb geschüttet und gut durchgedrückt. Der gewonnene Saft wird in einem reinen Gefäße tüchtig gekocht, geschäumt und auf Flaschen gefüllt. Verkorkt und verlackt hält sich der Saft mindestens ein Jahr. — Hollunderbeermus. Man giebt die abgezupften Beeren in einen Messingkessel, thut Zucker nach Belieben hinzu und kocht unter fortwährendem Rühren auf ganz schwachem Feuer den Mus gehörig ein. In Häfen gethan und nach dem Erkalten gut verbunden, hält er sich lange. — Hollunderbeeren in Honig. Man schüttet die Hollunderbeeren in eine irdene Kasserole und giebt Zimmt, Nelken, Citronenschale, eine in Würfel geschnittene, in Butter geröstete Semmel und frischen Honig nach Belieben dazu, dünstet so das Ganze, bis es sülzig aussieht. Zuletzt kann man einen Eßlöffel Stärkemehl, in kalter Milch gut aufgelöst dazu geben, giebt aber den Honig erst dann dazu, wenn der Hollunder abgekühlt ist.

Arithmetische Aufgabe.

F. wird gefragt, wie alt er sei. Er antwortet: „Ich und meine Frau haben zusammen 58 Jahre, und vor 26 Jahren war ich noch einmal so alt, als meine Frau." Wie alt war er?

Homonym.

Manchen schmerzet es oft sehr.
Der Wirt giebt's oft nicht gerne her.
Dem Schneider es oft bange macht.
Wer's hat gemacht, ins Fäustchen lacht.

Logogriph.

Ich bin ein Wörtchen, winzig klein,
Benenne immer nur, was rein.
Verdopple mich: ein fürstlich Kleid
Gab oftmals ich in früh'rer Zeit.

Julius Falk.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

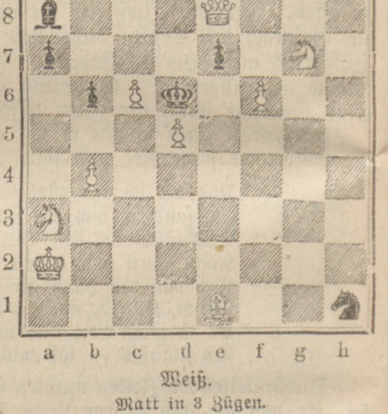
Auflösungen aus voriger Nummer:

des Bilderrätsels: Es muß einer schon fest im Ton sein, um nicht in die Melodie zu verfallen, die andere pfeifen;
des Logogriphs: Ulm, Ulme;
des Palindroms: Eber, Rebe.

Problem Nr. 117.

Von N. Sardotsch.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.